Der Wille siegt.

Von **Kurt Siebenfreund,**
Musketier, kommandiert zur Westpreußischen Lazarettleitung, Danzig.

Das Eingangsschild zu den Werkstätten für Kriegsbeschädigte, die dem Hilfslazarett Hakelwerk in Danzig angegliedert sind, trägt das Leitwort: „Der Wille siegt!" Es erinnert die Soldaten daran, daß auch die besten Einrichtungen, die man zu ihrer sozialen Gesundung trifft, nur dann mit Erfolg arbeiten können, wenn die Beschädigten selbst den entschiedenen Willen haben, wieder als tüchtige und Wert schaffende Mitglieder in das bürgerliche Leben zurückzutreten. Bei manchem Kriegsbeschädigten, dessen Verwundung langer Lazarettbehandlung bedarf, schlummert der Wille zur Arbeit ein, und er würde allmälig in einem tätigkeitslosen Leben als Rentenempfänger sein Lebensideal sehen. Kaum eine andere Einrichtung wirkt dieser Gefahr so entgegen wie die Beschäftigung in den Lazarettwerkstätten. In ihnen werden die Kriegsbeschädigten seelisch so weit ertüchtigt, daß sie ihre körperlichen Fähigkeiten nach Möglichkeit ausnutzen und wieder Freude an der nützlichen Arbeit bekommen. Alle auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen finden im Bereich des Festungslazaretts Danzig durch dessen Chefarzt, Marine-Generaloberarzt Dr. Böse, die lebhafteste Förderung. Die Lazarettwerkstätten wurden dem leitenden Arzte des orthopädischen Hilfslazaretts Hakelwerk, Stabsarzt Dr. Möller, unterstellt. Allmählich haben sich die Werkstätten zu der nötigen Vielseitigkeit entwickelt. Ihre Einrichtung ist nur dadurch möglich gewesen, daß Behörden, z. B. die Kaiserliche Werft, industrielle und gewerbliche Unternehmungen, in selbstloser Weise Maschinen und Geräte geschenkt oder kostenlos leihweise zur Verfügung gestellt haben. Dadurch können die Kriegsbeschädigten in den Werkstätten mit neuzeitlichen Arbeitsformen bekannt gemacht werden, wozu sich in kleinen Betrieben gewöhnlich keine Gelegenheit findet. Durch Barbeihilfen seitens des Versorgungsausschusses für Kriegsinvaliden in der Provinz Westpreußen wurde die weitere Ausgestaltung ermöglicht. Dauernd ist den Werkstätten das warme Interesse der militärischen, militärärztlichen und bürgerlichen Behörden gewidmet. Die Tätigkeit in den Werkstätten geht natürlichen Hand in Hand mit den ärztlichen Behandlungen.

In den meisten Fällen werden die Kriegsbeschädigten, entgegen früher mehrfach hervorgetretenen Befürchtungen, in ihrem alten Beruf weiter arbeiten wollen und können, und nur zum geringen Teil müssen sie infolge ihrer Beschädigungen sich einem neuen Berufe zuwenden, wobei die Entscheidung nur unter Mitwirkung des behandelnden Arztes und von Sachverständigen aus den betreffenden Berufen richtig getroffen werden kann. Die Einweisung in die jeweilige Werkstatt erfolgt daher stets nach vorhergegangener Berufsberatung durch den leitenden Arzt und einen erfahrenen Leiter des Handwerks. Für Landwirte findet eine entsprechende Berufsberatung unter Zuziehung eines Mitgliedes der Landschaftskammer statt. Jede der vielen Werkstätten wird durch Meister geleitet, welche vom stellvertretenden Generalkommando aus den garnison- oder arbeitsverwendungsfähigen Leuten zum Lazarett kommandiert sind. Die Werkstätten, die aus Tischlerei, Schlosserei, Schmiede, Dreherei, Malerei, Korbmacherei, Kunstglaserei, Holzbildhauerei, Orthopädiemechanik, orthopädischer Schuhmacherei und Buchdruckerei bestehen, haben vor der Handwerkskammer die Berechtigung erhalten, Lehrlinge auszubilden, so daß den Kriegsbeschädigten, die einen neuen Beruf ergreifen müssen, die noch für die Heilbehandlung nötige Lazarettzeit bereits als vollgültige Lehrzeit angerechnet werden kann. So sieht man z. B. Beinamputierte mit noch nicht ausgeheilter Stumpfwunde auf geeigneten, künstlichen „Lazarettbeinen" in den Werkstätten stehen und hierdurch wertvolle Zeit gewinnen. Kriegsbeschädigten Landwirten, die an den langen Winterabenden über viele freie Zeit verfügen, wird in der Weberei oder Korbmacherei Gelegenheit zur Erlernung eines Nebenberufs gegeben, so daß z. B. ein beinamputierter Landmann, der nicht mehr eine größere Landwirtschaft, wohl aber ein kleines Güchen von ein bis drei Morgen gartenmäßig (Zwergobst, Erdbeeren Spargeln, usw.) bebauen kann, durch Weben oder Korbflechten sich manchen Groschen zu seiner Rente und seinen Einkünften aus der Landwirtschaft wird hinzuverdienen können.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß in einer Zeit, in der die Forderungen des deutschen Werkbundes in weitesten Kreisen gekannt und erkannt sind, in einem solchen Werkstättenbetrieb geschmackliche und berufliche Weiterbildung der Handwerker erstrebt wird. Die Erfüllung dieses Wunsches ist in den Danziger Lazarettwerkstätten gegeben durch die Mithilfe des Danziger Hochschul-Professors Dr. Ing. Phleps, der die Ueberwachung der kunstgewerblichen Arbeiten übernommen hat und durch Vorträge immer neue Anregung gibt. So entstehen in den Werkstätten als Kinderspielzeug ostpreußische Bauernhäuser im Schmucke ursprünglicher Farbigkeit, buntbemaltes, hölzernes Hausgerät, farbige Erinnerungsscheiben für gefallene Krieger als Zierde für Fenster kirchlicher und öffentlicher Gebäude, schmiedeeiserne Grabkreuze für Gefallene und Kachelmalereien in Delfter Art. Die Freude an alter Volkskunst soll wachgerufen und zu neuem Schaffen angeregt werden. Wieviel die Vertiefung in das Wesen der verschiedenen Handwerke geschieht, zeigt sich dadurch, daß die Maler durch täglich sich wiederholende Pinselübungen von der Schablone befreit und zu freiem Erfinden angeregt werden. Die Arbeiten der Kriegsbeschädigten werden in einem besonderen Laden zum Verkauf gestellt. Neben der handwerklichen und kunstgewerblichen Betätigung der Kriegsbeschädigten läuft der Fortbildungsschulunterricht, in dem Lintsarmige unter Leitung und nach eigener Methode des Lazarett-Inspektors Karp im Schreiben, in Handfertigkeit und Freihandzeichnen unterrichtet werden, Kriegsbeschädigten aller Berufe, Rechnen, Kurzschrift, Maschinenschreiben, Buchführung, Bürgerkunde, Fachzeichnen gelehrt und theoretischer Unterricht für Landwirte erteilt wird. Die Lazarettwerkstätten arbeiten im wesentlichen nur für den eigenen Bedarf der Lazarette und im kunstgewerblichen Sinne, so daß dem freien Handwerk in ihnen kein nennenswerter Wettbewerb ersteht. Ihre Hauptaufgabe ist, Kriegsbeschädigte ihrem alten Beruf zu erhalten, oder, wenn dies nicht möglich ist, sie einem neuen Berufe zuzuführen. Sie erfüllen hiermit eine große soziale Aufgabe und helfen dazu, daß der Industrie, dem Handwerk und der Landwirtschaft nach Möglichkeit wieder brauchbare Kräfte zugeführt werden. — Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß die Kriegsbeschädigten in den Lazarettwerkstätten lieber arbeiten als in gewerblichen Betrieben gewöhnlicher Art. Der Hauptgrund hierfür ist wohl darin zu finden, daß sie Seite an Seite mit ihren Kameraden stehen und nicht mit erheblich jüngeren Lehrlingen oder körperlich voll leistungsfähigen Stücklohnarbeitern, die ihnen in der technischen Fertigkeit naturgemäß oft erheblich überlegen sind, und deren Leistungen auf sie beim Vergleich mit den eigenen leicht bedrückend wirken können. — Ermüdet z. B. ein Beinamputierter in einem großen industriellen Betriebe schnell, und sieht er dabei das rüstige Weiterschaffen der gesunden Arbeitsgenossen, so wird leicht ein bitteres Gefühl in ihm wach. In den Lazarettwerkstätten dagegen teilt er dem Arzt seine Beschwerden mit, der sich von dem Sitz des künstlichen Gliedes überzeugt, den Kräftezustand seines Pfleglings genau kennt und für die nötige Schonung sorgt. So wird er ganz allmählich, auch unter gutem Zuspruch der Schwestern, an schwerere Arbeit gewöhnt, bis er später schließlich in großen Betrieben vollwertige Arbeit leisten kann. Und wenn der Tag der Entlassung kommt, der die Kriegsbeschädigten wieder in das bürgerliche Leben zurückkehren läßt, dann zeigt sich in dem Bedürfnis nach Tätigkeit und in der frisch erhaltenen oder neu erworbenen Liebe zum Beruf der Segen der Lazarettwerkstätten. Neben der eigentlichen Werkstättenarbeit einher gehen Bewegungen in frischer Luft, Faustball- und andere Spiele. Exerzier-Uebungen unter Leitung eines kriegsbeschädigten Offiziers finden täglich im großen Schützenhausgarten für geeignete Genesende der meisten Danziger Lazarette statt, und hieran nehmen auch Kriegsbeschädigte des Hakelwerks teil. Ab und zu spielt eine Militärkapelle im großen Lazaretthof; abends finden dann und wann — nicht zu häufig — musikalische und andere Unterhaltungen statt, regelmäßig ferner Gottesdienste ebenfalls im Lazarett, so daß für Körper, Geist und Gemüt in jeder Weise gesorgt ist. Großer Wert wird auf die richtige Auswahl der Schwesternschaft gelegt. Die Schwester, welche die Verwundeten täglich pflegt, gewinnt bald, wenn sie die geeignete Persönlichkeit ist, das Vertrauen der Leute. Im „Hakelwerk" herrscht ein fröhlicher, frischer Ton. Mit Bedauern ist den kriegsbeschädigten Kameraden nicht gedient. Man soll ihnen zeigen, daß auch selbst Verlust eines Gliedes nicht an fröhlicher Lebensauffassung zu hindern braucht, wenn nur der feste Wille da ist. So helfen die Schwestern oft viel dazu, daß den anfangs schwer Bedrückten das Leben wieder sonnig erscheint, und daß das anfangs lahme Wollen wieder erstrafft.

Und so leuchtet im Hakelwerk über allen Türen, auch ungeschrieben, das Wort: „Der Wille siegt!"

Auch schlechte Verse stiften Nutzen.

Die alten rechtschaffenen Kalendermacher, wie sie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ihre „Hinkenden Boten" und „Hausfreunde" schrieben, wußten jedwedem einen Trost — auch den verkannten Dichtern. Seine Behauptung, daß gelegentlich auch einmal schlechte Verse Nutzen stiften können, belegt der „Postreuter", der um 1800 seine Weisheit zum besten gab, mit der Erzählung der folgenden hübschen kleinen Geschichte: In den Konduitenlisten, die im Preußischen jährlich von dem Militär eingeschickt werden, fand Friedrich der Zweyte einen Leutnant von Bidebborn, der bey einem Schlesischen Regimente stand, immer mit den Worten: „Ein schlechter Soldat, ein guter Dichter" aufgeführt. Bei einer Revue ließ sich nun der König den Leutnant vorstellen und verlangte von ihm, er solle auf der Stelle ein Gedicht machen. Dieser sagte voll Geistesgegenwart:

„Gott sprach in seinem Zorn:
Der Leutnant Bidebborn
Soll hier auf dieser Erden
Nie mehr als Leutnant werden!"

„Ich will Gott beweisen, daß ich meine Offiziere avanzieren kann, wie ich will," sprach nun der König: „Er ist Hauptmann. Aber geschwind mach' er wieder ein Gedicht." Der neue Hauptmann befolgte den Befehl mit folgenden Worten:

„Der Zorn hat sich gewandt,
Hauptmann bin ich genannt;
Doch, hätt' ich Equipage,
Hätt' ich auch mehr Kourage."

„Er hat auch Equipage," antwortete Friedrich; „nur mache er mir ja kein Gedicht mehr."

— Das Notwendigste und Härteste und die Hauptsache in der Musik ist das Tempo.

Südlich Dünaburg.

Eine Reise an die Ostfront. Von **Riggenbach.**

Als anfangs Januar dieses Jahres die Russen den Vorstoß gegen Mitau unternahmen, fühlten sie auf der ganzen Dünafront bis südlich Dünaburg mit zahlreichen Patrouillen und Jagdkommandos vor. Sie stießen überall auf die gleiche Wachsamkeit, die auch ihren Hauptstoß bei Mitau trotz anfänglicher Erfolge in eine Niederlage verwandelt hat. Von dieser Wachsamkeit, die unter der monate- und stellenweise jahrelangen Stagnation an dieser Front kein Körnlein eingebüßt hat, konnten wir uns auf unserer Fahrt in die Gegend von Dünaburg überzeugen.

Mit auf die Minute planmäßiger Pünktlichkeit brachte uns der Zug mit nur einmaligem Umsteigen in rund 24 Stunden von Berlin nach einem kleinen Bahnhofe nordwestlich des Dryswiatsees; eine bemerkenswerte Leistung der Eisenbahn. Der russische Winter, der einige Kollegen vor Teilnahme an der Fahrt abgeschreckt hatte (kurze Zeit zuvor hatten bei eisigen Winden noch 20—30 Grad Kälte geherrscht), meinte es zunächst gnädig mit uns, doch sollten wir ihn auch noch kennen lernen. Die muntern kleinen Russenpferdchen führten uns trotz der verschneiten Wege und der nur durch die Leuchtkugeln der nahen Front erhellten Nacht wohlbehalten gegen Mitternacht ins Quartier. Unser liebenswürdiger Gastgeber, der Kommandant einer Scheinwerferabteilung, hatte alles aufs großartigste zu unserem Empfange vorbereitet. Was die Lebensmittel des Landes bieten, war aufgetischt und dazu hatte er noch den Inhalt seiner Liebesgabenpackete aus der Heimat geopfert. Das Hanse-Haus, das uns zur Unterkunft diente, war recht wohnlich eingerichtet, die männlichen Glieder der Besitzerfamilie schienen, den Bildern an der Wand nach zu schließen, dem besseren russischen Beamten- oder Offiziersstand anzugehören; die weiblichen Bewohner waren nicht geflohen, sie hatten sich in den einen Teil des Hauses zurückgezogen; wir sahen, wie von der Einquartierung zarteste Rücksicht den Damen gegenüber beobachtet wurde.

Die Gegend, die wir während der drei Tage unserer Anwesenheit an der Front durchstreiften, ist charakterisiert durch die vielen kleinen und großen Seen. Aermliche Siedelungen primitivster Art finden sich in den großen unkultivierten Gebieten von Wald und Sumpf. Hier und da steht an einem der idyllischen Seen, die meist mit bewaldeten Inseln und Inselchen durchsetzt sind, ein besser gebauter Gutshof oder die Sommervilla einer Dünaburger oder Petersburger Familie. Gepflegter Hochwald ist selten, meist sind es niedrige Kiefern oder Birkenwald mit Tannen gemischt, ein Bild von eigenartigem Reiz; und dazwischen immer wieder Sumpf und Seen, jetzt alles unter Eis und Schnee verborgen. Trotz starker Schneefälle ist sonderbarerweise die Schneeschicht auf den Straßen kaum dicht genug, um den Verkehr der Schlitten zu ermöglichen; die gewaltigen Stürme, die über das Land dahinbrausen, haben den Schnee weggefegt, und nur an besonders windgeschützten Stellen findet er sich in größerer Menge. Sobald Tauwetter eintritt, sind die Wege fast unbefahrbar, die Pferde sinken bis an die Brust ein, an Autoverkehr ist gar nicht zu denken. Vieles haben die Truppen schon zur Verbesserung der Wege geleistet, mancher schöne Wald ist als Knüppeldamm im Schlamm der Wege verschwunden. Von den höhern Kommandostellen wird dem Unterhalt der Wege strengste Aufmerksamkeit gewidmet. Ich möchte nicht der Ortskommandant sein, in dessen Bezirk Straßen oder Brücken in Unordnung befunden werden! Das hier die Frontlinie bildende Sumpf- und Seengebiet, das in der übrigen Zeit des Jahres für beide Teile ein absolutes Frontindhindernis bietet, fordert jetzt, in gefrorenem Zustande, geradezu zu Unternehmungen auf. Nur so sind die Kämpfe in den Tirulsümpfen bei Riga überhaupt möglich geworden. Daher muß die Truppe im Winter trotz aller Unbilden der Witterung sich noch den Strapazen erhöhter Wachsamkeit unterziehen. Auch die Batterien müssen sich der erhöhten Gefahr feindlicher Unternehmungen anpassen; die irgendwo zwischen Dünaburg und dem Dryswiatysee gelegene 15 Zentimeter-Batterie, die wir besuchten — ihr Kommandant ist ein aus den größten Berliner Prozessen des letzten Jahrzehnts bekannter Staatsanwalt — ist nicht nur vortrefflich gegen Sicht und Schuß eingebaudelt, sie ist auch vollständig für die Nahverteidigung eingerichtet mit Drahtverhauen und Schützengräben, die im Notfalle von der Bedienungsmannschaft mit Gewehr und Handgranate verteidigt werden müssen.

Quer über den Westarm des Dryswiatysees zieht sich ein mächtiges doppeltes Drahthindernis, das die am Ostufer stehenden Russen daran verhindern soll, die Eisdecke des Sees zu nächtlichen Unternehmungen zu benützen. Umfassende Flankierungsanlagen mit Maschinengewehren und Kartätschenbatterien schützen dieses Hindernis, das viele Menschenkräfte ersetzt. Ob es auch durch elektrische Ladung noch besonderen Schutz erhalten, konnte ich nicht erfahren; da aber die ganze Gegend von Kraftleitungen durchzogen und in den Stellungen dieser Front fast der letzte Unterstand mit elektrischem Licht versehen ist, wird wohl auch hier alles vorgesehen sein. Im Gelände folgt Bodenwelle auf Bodenwelle, so daß der Ausblick stark behindert ist. Die Artilleriebeobachtung muß sich nahe der vordersten Infanteriestellung einrichten. An den Ufern des großen Sees aber weitet sich der Blick. Die Seesperre schneidet den westlichen Flügel des Sees ab, der somit gänzlich deutsches Gebiet wird. An ihrem südlichen Ende trifft sie bei einer Halbinsel, die man etwa mit Buonas am Zugersee vergleichen konnte, auf die Befestigungsanlagen der südlichen Nachbardivision. Der sich in nordsüdlicher Richtung erstreckende Teil des Sees, der die beiden Linien trennt, ist in seiner obern Hälfte bis 6 Kilometer breit, verengt sich dann auf 1,5 Kilometer, um in seinem Südteil wieder eine höchste Breite von 4,5 Kilometer zu erreichen. Am Südende des Sees sitzt man, auf zirka 9000 Meter Entfernung, dem bloßen Auge erkennbar, die mächtige Kirche des Fleckens Drysviaty, der dem See den Namen gegeben. Von unserem Standpunkte aus sind die russischen Stellungen etwa 1800 Meter entfernt; der Zeißfeldstecher erlaubt einem den Glauben, dort am Ostufer des Sees die russischen Posten zu erkennen.

Aus erklärlichen Gründen muß ich es mir versagen, das Divisionsstabsquartier, das uns am zweiten Tage zur Unterkunft diente, näher zu beschreiben. Schon einmal mußte die Division das Quartier wechseln, da die Russen durch allnächtliche Beschießung mit 25 Zentimeter-Geschützen die Nachtruhe zu erheblich beeinträchtigten. Der Divisionskommandeur erzählte mir, er und seine Herren hätten damals mit dem Einschlafen immer warten müssen bis zum Eintreffen der drei Granaten. Da auch die jetzige Unterkunft noch nicht so ganz den Bedingungen einer Lebensversicherung entspricht, empfanden wir es als eine besondere Liebenswürdigkeit der Russen, daß sie, trotz Kaisers Geburtstag, unsern Schlaf nicht durch eine Beschießung störten.

Große Unternehmungen haben an diesem Teile der Front schon seit längerer Zeit nicht mehr stattgefunden. Aber je stiller sich der Gegner verhält, umso ungemütlicher und nervenaufregender ist die Situation für die verantwortlichen Stellen. Fast greifbar nahe liegen sich die Gegner in den vordersten Gräben und Horchposten gegenüber und doch, was dahinter vorgeht, ob Verstärkungen angekommen sind, ob Truppen weggezogen wurden nach anderen Teilen der Front, ob es noch der alte Gegner ist, ob bessere und unternehmendere Regimenter im Abschnitt eingetroffen oder junge und unerfahrene Truppen einem gegenüberstehen, all dies ist trotz Fliegeraufklärung und unermüdlicher Beobachtung nicht immer einwandfrei festzustellen. Ich konnte deshalb die Freude des Generalstabsoffiziers der Division lebhaft mitfühlen, als er seinem Kommandeur die Meldung machen konnte: „Wir haben einen!" Da war doch wieder ein Anhaltspunkt gegeben; sofort verschwand auch der Dolmetscheroffizier, um den Gefangenen abzuhören. Es sollte aber noch besser kommen. Schon am Nachmittag hatten wir erfahren, daß die Russen ein Stück deutschen Grabens von etwa 100 Meter Breite mit rund tausend Granaten eingetrommelt hatten. Sonderbarerweise erfolgte jedoch weiter nichts, so daß die Deutschen Zeit fanden, den Schaden notdürftig wieder zu flicken. Erst in der Nacht ging ein 40 Mann starker russischer Trupp unter der Führung eines Offiziers vor. Man ließ sie bis zum Hindernis herankommen und verjagte sie mit Maschinengewehrfeuer und Handgranaten. Dies genügte aber dem dort kommandierenden Offiziersstellvertreter nicht, mit zwei Freiwilligen sprang er aus dem Graben, rannte den fliehenden Russen nach und griff sich drei Mann aus dem Trupp heraus. Wohlbehalten kehrte er mit seinen Gefangenen in den Graben zurück. Aber nicht immer bietet der Gegner solche Möglichkeit, die erwünschten Gefangenen zu machen. Dann müssen besondere Erkundungsunternehmungen veranstaltet werden. Auf die Sekunde genau muß alles dabei klappen. Ueberraschend wird ein Teil der feindlichen Linie eingetrommelt, die vom Russen auch meist sogleich verlassen wird. Sprungbereit stehen die Sturmtrupps im Graben. Der Zeiger rückt auf den verabredeten Augenblick. Da stürmen sie auch schon, holen sich aus dem Graben alles, was etwa zur Aufklärung über den Gegner dienen kann und rasch sind sie auch schon wieder im Graben zurück, während ihnen das im Angriffe voraneilende, im Rückwege folgende Artilleriefeuer Schutz gewährt.

Wichtige Nachrichten sind das Ergebnis solch kleiner und doch so bedeutungsvoller Offensiven, bedeutsam auch, weil sie zeigen, daß der Offensivgeist der Truppe trotz des langen Grabenkrieges nicht abhanden gekommen ist. Dies zeigt sich ganz besonders deutlich bei den Sturmtrupps. In einer eigenen Scule hinter der Front werden die Leute ausgebildet, meist sind es Männer, die sich freiwillig zu diesem hervorragend gefährlichen, aber auch ruhmreichen Dienst gemeldet haben. Unter dem Stahlhelm hervor blitzen ihre Augen in trotzig kühner Entschlossenheit. Da es gerade Feiertag ist, sehen wir sie leider nicht bei der Arbeit, doch genügt ein Blick auf die Haltung der Leute, um zu sehen, welcher Geist in dieser Abteilung herrscht, die von einem Hauptmann, den es trotz schwerster Verwundung nicht mehr zu Hause litt, in mustergültiger Weise geleitet wird.

An einem kühlen Sonntagnachmittag fuhren wir in muntertem Schneegestöber zur Nachbardivision, vorbei an einer großen Zahl von Landeseinwohnern, die zu Fuß oder mit Schlitten von dem Gottesdienst im nahen Landstädtchen zurückkehrten. Die kleine Stadt, malerisch gelegen zwischen zwei Seen, überragt von einer riesigen Kathedrale, neben der die orthodoxe Kirche nur durch ihre Eleganz und ihre goldstrotzende Kuppeln einigermaßen zur Geltung zu gelangen vermag, soll uns für zwei Tage Unterkunft bieten, während der wir die Einrichtungen der Division vom Kino bis zum vordersten Drahtverhau besichtigen konnten. Die Anstalten hinter der Front sind hier gleich vorzüglich wie überall, es herrscht die gleiche Freude des Erschaffens aus dem Nichts, der gleiche Stolz über die Entlausungsanstalt, während dem von Berlin her etwas „entfleischten" Besucher die Schlächterei und Wurstfabrik mehr Interesse entlocken, ganz abgesehen davon, daß wir dort eine mehrere Fleischkarten schwere Wurst als Kostprobe mitbekamen. In der guten Jahreszeit war täglich ein erheblicher Prozentsatz der Division zur Pflege des Körpers und des Geistes nach der Stadt kommandiert. Kein Wunder also, daß die betreffenden Einrichtungen, wie Bäder, Kasinos, Stadtpark mit Musikpavillon, Soldatenheime, Lesehallen und Theater mit besonderer Liebe ausgebaut waren. Von ganz seltenem Geschmack seiner Erbauer zeugt das Theater mit seiner klassizistischen Säulenvorhalle aus ungeschälten Kiefernstämmen.

Aber den militärischen und — oft noch in stärkerem Maße — den unmilitärischen Berichterstatter zieht es nach vorne. Dem Letztgenannten ist es ja oft mehr um die Sensation zu tun, während es den Soldaten eben immer und überall wieder zum Soldaten hinzieht. Gerne verlebt er mit den Kameraden die fröhlichen Stunden der Erholung, aber in erster Linie will er die großartigen Leistungen der Frontsoldaten erschauen, ihre Gefahren und Strapazen, wenn auch nur für wenige Augenblicke, mit ihnen teilen, dem wirklichen Kriege einmal ins Auge sehen. — Nach kurzer Schlittenfahrt auf der großen Hauptstraße verließen wir diese, um auf einem „Kurfürstendamm" getauften Wege zu einer Beutebatterie zu gelangen, die in einem bewaldeten Hügel eingebaut ist. Diese Batteriestellungen sind mit der Zeit eigentliche Festungen geworden. An Holz, Eisen und Beton ist nicht gespart. Was zu Beginn des Krieges als Deckung angesehen wurde, das wird heute mit Recht als Kinderspielzeug verlacht. Wer einmal die Wirkung der 42 Cm.-Geschosse gesehen, unter denen dauernde Befestigungen, wie die Forts von Kowno, in Staub zerfielen, dem erscheinen selbst die heutigen Deckungen noch als recht unsichere Unterkunft. Ueberall sind auch mehrere Stellungen hintereinander bereits ausgebaut, so daß die Russen, selbst wenn sie an einem Orte einbrechen könnten, nur in einen Sack laufen würden, der von allen Seiten unter flankierendes Feuer genommen werden kann.

Von der Batterie führen „Kurfürstendamm" und „Potsdamer Weg" zu den vordersten Gräben, die auf der „Hubertushöhe" zwei- bis dreihundert Meter vom Gegner entfernt sind, während sie sich beim „Tartarenhügel" auf hundert Meter und weniger nähern. Die letztgenannte Bastion hat ihren Namen von einem Tartaren, der einst, als die Stellung noch nicht so gut ausgebaut war, in voller Ausrüstung munter durch die deutschen Linien hindurchspazierte und erst weit hinter der Front aufgegriffen worden war. Der Mann hatte sich in der Himmelsrichtung geirrt und war so, statt nach seinem Ziele, der russischen Festung im Osten, zum deutschen Divisionsquartier im Westen gelangt.

Es ist heute nicht viel los und doch knattern alle Augenblicke Maschinengewehre, pfeift ein Infanteriegeschoß über den Graben hin oder krachen Minen, diese unheimlichen Dinger, die in allen möglichen Kalibern durch die Luft schwirren. Auf ihre Spuren im Graben stoßen wir alle paar Schritte. Heute scheinen mehr die Deutschen mit dem Schießen an der Reihe zu sein, die Russen antworten noch nicht, obwohl mit kurzen Pausen die Granaten aus unserem Graben zu ihnen hinüberfliegen, so daß wir unbehelligt bis zum Horchposten vorkriechen können, wo uns die Russen beinahe sprechen hören können. Das Postenstehen bei einer Temperatur von mehr als 20 Grad Kälte ist eine schwere Arbeit. Wohl bietet der weiße Pelzmantel dem Manne einigen Schutz, aber gerne kehrt er nach der Ablösung in den wohlig warmen und elektrisch beleuchteten Unterstand zurück.

Wir durchqueren im Graben auch die große Landstraße, die sich, nach russischer Art schnurgerade und ohne Rücksicht auf Ortschaften, nach dem nur wenige Kilometer entfernten Dünaburg hinüberzieht. Der Abschnittskommandant läßt es sich nicht nehmen, uns in seinem Häuschen ein Frühstück anzubieten, und so scheiden wir selbst aus der vordersten Linie wohlverpflegt. —

Der Schulze von Buch, dem Gute an der Berlin—Stettiner Bahn, konnte im Jahre 1760 ein Lied von den Russen singen. Als diese Berlin belagerten, kamen am 7. Oktober früh zunächst sieben Kosaken nach Buch und plünderten die Bauern aus; abends um ½6 trafen weitere Kosaken ein und setzten den Betrieb fort. Mit brennenden Strohwischen auf den Lanzenspitzen ritten sie auf die Bauernhöfe und drohten, alles niederzubrennen, wenn nicht 1000 Taler gezahlt würden. Den Pfarrer bearbeiteten sie mit dem Kantschu, nachdem sie sein Haus ausgeplündert hatten. Am schlimmsten aber erging's dem Dorfschulzen. Der sollte dem Gesindel den Weg zum nächsten Dorf zeigen. Im Bucher Busch machten die Kosaken mit ihm „Hängeversuche", um ihn an das Sterben zu gewöhnen. Mehrmals hängten sie ihn auf; aber sie schnitten ihn immer wieder ab. Daß sie es beim letztenmal nicht vergaßen, scheint daraus hervorzugehen, daß uns die Bucher Chronik von diesem Vorfall Meldung erstatten kann. Wer hätte es sonst wissen können! Aber zweimal gehängt ist beinahe so schlimm wie einmal gestorben, und der arme Schulze hat gewiß sein Lebtag an die böse Nacht gedacht. Die Einwohner flüchteten sich inzwischen in die Heide, und erst am 16. Oktober wagten sie, in ihr gänzlich verwüstetes Dorf heimzukehren.

— Ueberschreitet man das Maß, so wird das Angenehme zum Unangenehmen.

Bei türkischen Truppen.

Von Dr. **Max Osborn.**

Am Sereth, Anfang Februar.

Aus Eis und Schnee leuchtet fremdartige, phantastische Buntheit. Ueber die weiße Straße zieht eine Tragtierkolonne, anders anzusehen, als alle, die ich je erblickte: die Maulesel seitlich bepackt, in einer ungewohnten, sehr praktischen Art; die Treiber, die mit langen Stecken in einer fernen Sprache ihre Vierfüßler lenken, in eigentümlicher Tracht. Ueber die Schultern haben sie Mäntel und Decken geschlungen, die von der Uniform kaum mehr etwas erkennen lassen. Und um ihre soldatische Kopfbedeckung, die ohnehin schon wie eine Kreuzung aus Tropenhelm und Turban aussieht, haben sie, um auch die Ohren gegen die Kälte zu schützen, Tücher um Tücher gewickelt, weiße, weiß gewesene und farbige, gutes orientalisches Zeug oder gleichgültige Fetzen, das alles nun wiederum, wenn auch nur obenhin, so doch aus anererbter Technik kunstgerecht turbanartig gedreht und befestigt. Und Leiterwagen mit Verwundeten kommen an, mit hockenden Gestalten wie aus alten Holzschnitten und verklungenen Erzählungen. Und Reiter sprengen heran, auf kleinen, flinken Pferdchen, daß den Männern die Füße fast bis auf die Erde herabbaumeln. Das fliegt dahin mit Lanze und Flinte, den Kopf vorgebeugt, der Mantel flattert — wunderliche, märchenhafte Silhouetten huschen am weißgrauen Himmel vorbei.

Orient und Schneegestöber, es will nicht recht stimmen. Aber hier, wo deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen neben ottomanischen kämpfen, ist alles voll sonderbarer Gegensätze, Mischungen und Beziehungen. Der Zufall bringt mich etwa eines Abends an einen Tisch zu drei deutschen Offizieren. Man kommt ins Gespräch und ins Erzählen. Der eine, ein Hauptmann, hat unter dem alten Goltz eine Truppe geführt. Er spricht von den Eigenheiten der Stämme, von Kut el Amara. Ein andrer Hauptmann und ein Oberleutnant, Artilleristen, haben an der kleinasiatischen Küste gegen die Engländer gefochten und schildern ein waghalsiges, geglücktes Unternehmen bei Mondschein gegen eine kleine Insel in der Nachbarschaft einer von den Engländern besetzten größern Stellung. Am andern Tage begegne ich dem Hauptmann in Begleitung eines türkischen Leutnants. Ich frage leise: „Spricht der türkische Herr Deutsch? „No, schon! aber halt a bissel gebrochen", sagt der Türke schmunzelnd in reiner oberbayerischer Mundart. Dann lacht er vergnügt und berichtet, wie er mit einem andern Münchener von der Cote Lorraine her, wo es gar zu fad und zu schmutzig wurde, nach Gallipoli gegangen sei, um dort aber „erst recht in den Dreck" zu geraten. Nun sitzt er beim Stabe eines türkischen Korps. Man kommt sich wie ein Stubenhocker und Bierphilister gegen diese Männer vor, die sich den Wind der Welt um die Nase wehen ließen. Man spürt etwas wie eine Ahnung künftiger großer Aufgaben für uns alle. Und belustigt sich zugleich über das drollige Problem des Nebeneinanders von straffem deutschen Wesen nicht ohne Zusatz von Trockenheit und dem Abenteuerlichen morgenländischer Expeditionen.

Meine liebenswürdigen Serethführer konnten mich eines Tages auch zu türkischen Truppen hinausbegleiten. Winter und Frost schienen bei diesem Besuch noch infernalischer zu toben als sonst. Denn die Osmanen leiden natürlich sehr schwer unter der Kälte. Derartige Brutalitäten des Wetters kennt man in ihren heimischen Gefilden denn doch nicht. Und manche Araber, die sich in ihren Regimentern befinden, haben überhaupt noch niemals Schnee gesehen. Nun machen sie mit diesem Naturphänomen gleich gründliche Bekanntschaft. Sie hatten namentlich zu Anfang Schlimmes zu erdulden, da sich nicht so schnell in genügender Anzahl Decken herbeischaffen und Oefen in die Unterstände einbauen ließen. Aber sie haben auch das mit einer heroischen Ruhe und Zähigkeit ausgehalten, die redlichen Respekt fordern. Inzwischen ist längst alles so eingerichtet, daß der Aufenthalt für sie erträglicher geworden.

Zwischen Gräben, Drahtverhauen und beschneiten Erdhügeln tauchen merkwürdige Gruppen auf. Schlanke Männer mit dunklen Gesichtern und hageren Händen, wieder von Mänteln, Tüchern und Turbangewinden umschlungen und umwickelt. Jeder hat es anders gemacht, jeder sich auf eigene Weise geholfen. So malerische Mannigfaltigkeit bringen unsere deutschen Musketiere allerdings nicht zustande. In immer neuen Varianten hüllen sich die türkischen Mannschaften ein, hocken sie zusammen, stehen sie schwatzend beieinander. Drüben sind Gewehre und Tornister einer Abteilung, die mit dem Spaten schafft, mit Zelttüchern gegen das Schneegestöber gedeckt. Davor steht ein Posten, der sich gleichfalls in eine Zeltbahn verpackt hat, und man weiß wirklich nicht, ob man hier oder dort Gegenstände oder lebende Gestalten oder verzauberte Menschen vor sich hat.

Mir, der ich das alles zum ersten Male sehe, ist zumute, als seien alte Kindermärchen mit einem Schlage lebendig und greifbare Wirklichkeit geworden. Nur — zu diesen Märchen und Knabenphantasterein gehörten Glutsonne und blauer Himmel, traumhafte laue Mondscheinnächte und üppig duftende Blumen und dergleichen. Und hier stehen alle diese Kinder des Propheten leibhaftig in Starrheit und Eis, statt des Wüstensandes stäubt körniger, trockener Schnee auf, und sie stehen in blutigem Ernst, in härtestem Dienst.

Es gibt keine prangenden Märchen mehr, nur noch massive, stumpfe Tatsächlichkeit. Diese furchtbaren Jahre haben mehr noch als das ganze 19. Jahrhundert, das damit begann, der Menschheit die süße Schwelgerei träumerischer Geschichten ausgetrieben. Die Paschas wurden zu Generalen, die Effendis zu Leutnants in Feldgrau, die Häupter der Gläubigen werden nicht mehr von Barbieren aus Bagdad rasiert, sondern ihre Haare von europäischen Millimetermaschinen korrekt geschoren, und selbst der Halbmond ward von Eisen. Und an modernen Geschützen hantieren türkische Artilleristen so geschickt und pünktlich wie die unseren. Den jungen Leutnant aus Kurdistan mit dem blauschwarzen Haar kann ich mir ohne Mühe als Prinzlein in Seidengewändern und Goldstickereien vorstellen; aber er ist ein vorzüglicher Techniker und gerühmter Kanonenkenner.

Dann aber kam etwas, das mich tief erschütterte. Wenn wir als Kinder uns in Orientgeschichten hineinspielten, so trug ich stets denselben kurzen und klangvollen Namen: Ben Ali. Und nun komme ich, auf dem Rückweg von der Front, ins Quartier einer Division, die in einem wüsten, verschneiten Rumänendorf haust; wir begegnen dem Gener